

## Quo vadis Rotwild

Das Rotwild zu domestizieren, auf Trophäe zu züchten, war eine Tendenz in vielen Jagdgebieten bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts. Die negativen Auswirkungen für den Wald und die Auswüchse um den Trophäenkult sind bekannt.

Zu Beginn der 70er Jahre im Westen und nach der Wende im Osten kam, vor allen in vielen Landesjagdrevieren, eine andere Sicht auf das Rotwild auf, der „Große Braune Rindenfresser“.

Sicher hatte die „Überhege“ in vielen Revieren mit dramatischen Schäl- und Verbisschäden dafür den Grundstein gelegt. Andererseits wurde aber die stetige Verschlechterung der Lebensräume nicht genügend betrachtet. Monokulturen in Land- und Forstwirtschaft, die stärkere Erschließung von Waldflächen, der steigende Besucherdruck.

Mit dieser Sichtweise setzte in vielen Einstandsgebieten ein verstärkter Jagddruck ein, meist ohne nachhaltiges Konzept ging man an die Reduzierung der Wildbestände, aber nicht überall konnten die wirtschaftlichen Schäden deutlich reduziert werden.

Ende der 90er Jahre rückte bei Ökologen und Wildbiologen die Frage in den Vordergrund: Wie sind die Ansprüche des Rotwildes an seinen Lebensraum, wie kann eine artgerechte Bewirtschaftung des Rotwildes die Schäden in der Forstwirtschaft minimieren?

Durch die Klimakrise, die auch eine Krise einer gewinnorientierten Forstwirtschaft ist, kommt immer mehr wieder die Betrachtungsweise des „Waldschädlings“ auf. Wobei man eigentlich geglaubt hatte, dass Kategorien wie „nützlich“ und „schädlich“, die aus der Klamottenkiste des letzten Jahrhunderts stammen, nicht mehr hervorgekramt werden.

Die Ausnutzung aller gesetzlich erlaubten Mittel, die Befürwortung der Nachtjagd, Schonzeitverkürzungen und Verlängerungen sind genauso verhängnisvoll wie das Motto „Zahl vor Wahl“, das besonders von einer wildbiologischen Unkenntnis einer sozial lebenden Tierart zeugt.

Natürlich vorkommende Baumarten müssen sich in der Regel ohne Schutzmaßnahmen verjüngen können - dies steht außer Frage. Die Frage ist aber, was ist vor Ort natürlich und in welcher Anzahl sind Pflanzen in der Verjüngung ausreichend. Sind Verjüngungszeiträume von wenigen Jahren natürlich oder nur wirtschaftlich angestrebt. Welches Waldökosystem ist anpassungsfähig an das Klima, welcher Wald ist auf Dauer wirtschaftlich und was will die Gesellschaft.

„Bambi“ oder „Böser Wolf“, nein beide sind gleichwertiger Teil des Ökosystems und haben ein Recht auf einen artgerechten Lebensraum. Dass auch wir Teil dieses Ökosystems sind, wird heute vielen erst wieder bewusst.

Man sollte auch erkennen – wenn man über Schäden spricht - , dass nicht nur die Anzahl der Individuen je Fläche zu betrachten ist, sondern auch deren Lebensbedingungen.

Wann, wenn nicht heute haben wir in den Waldökosystemen die Möglichkeit Lebensräume zu „renaturieren“. Dies würde vielen Arten helfen, nicht nur dem Rotwild. Je artreicher ein Ökosystem desto stabiler. Wobei jede Art ihre Auswirkungen auf das System hat – dies ist Natur und nicht das Ausselektieren von vermeidlichen „Störenfrieden“.

Rotwild braucht Ruhe, (Gras-)Äsung , sozialen Kontakt.

Erfüllen wir seine Bedürfnisse, führt dies zu stärkerer Tagaktivität, besserer Lebensraumnutzung und geringeren Schäden bei gleicher Bestandsdichte.

Falsche Bejagung ist einer der größten Störfaktoren für das Rotwild und damit eine bedeutende Ursache für Wildschäden.

Gute Bejagung ist störungsarm und effektiv. Dazu gehört: die Bejagung an den Jahreszyklus des Rotwildes anzupassen, kurze Bejagungszeiten, Schwerpunktbejagung an Schadflächen, Einrichtung von Ruhezeiten und Schonung an Äsungsflächen.

Rotwild ist enorm lenkungs- und lernfähig. Es gewöhnt sich schnell an Ruhe, stellt sich aber auch schnell auf Jagddruck ein. Dabei sind ortsfeste Ruhezeiten langfristig effektiver als zeitlich begrenzte Beruhigung.

Der Jäger muss sich nach dem Wild richten, nicht umgekehrt. Alle Versuche dies umzukehren provozieren Schäden. Neueste Technik – schneller, weiter, länger – wird unsere Probleme nicht lösen.

Ideal wären Rotwild-Jäger, die stets Zeit für die Jagd haben und über beste örtliche Kenntnis verfügen. Dies ist aber nicht die Regel, daher sind heute gut organisierte Gruppenansätze und Bewegungsjagden, die in kurzer Zeit zu hohen Strecken führen können, störungsärmer als viele Einzelansätze.

In Rotwildkerngebieten ist das Rotwild „Leitwildart“, d.h. die Bejagung der anderen Arten richtet sich nach dem Rotwild.

Rehböcke am besten am Anfang der Jagdzeit noch bevor das Rotwild auszieht und während der Blattzeit am Vormittag erlegen. Weibliches Rehwild, Rotkahlwild und geringe Hirsche von Oktober bis Mitte Dezember. Schwarzwild-Kirrungen abseits der Rotwildeinstände anlegen. Dem Morgenansatz Vorrang vor der Jagd am Abend geben. Nachtjagd kann nur die Ausnahme an massiven Schadflächen im Feld sein.

Kleine Reviere haben es bei einer „rotwildgerechten“ Bejagung schwer. Daher sollen diese sich mit ihren Jagdnachbarn zusammen tun und versuchen gemeinsame Konzepte zu entwickeln. In Abstimmung mit dem Grundeigentümer Ruhebereiche einzurichten, Jagddruck konzentrieren auf Schadschwerpunkte und dem Rotwild möglichst viel Ruhe gewähren.

Wir als Hegegemeinschaft unterstützen eine revierübergreifende Bewirtschaftung. Aber ohne das Zutun des Einzelnen können auch die besten Konzepte nicht gelingen.

Wir als HG werden den Dialog mit Grundeigentümern, Land- und Forstwirtschaft, Naturschutz, Wildbiologen und Politik suchen um die Lebensbedingungen für unser Rotwild zu verbessern.

Jeder der in seinem Revier Rotwild erleben kann, sollte stolz darauf sein. Er sollte versuchen, die Lebensbedingungen dieser Wildart zu verbessern und durch weidgerechte Abschusserfüllung dazu beitragen, dass Wildschäden gering bleiben und der Wald sich weitgehend natürlich verjüngen kann. Dies ist die beste Garantie dafür, dass auch künftig diese beeindruckende Wildart ihre Fährte durch unsere Heimat ziehen kann.

Klaus Hahner

(Vorsitzender Rotwild-Hegegemeinschaft Zillbach-Pless)